

Fetisch.

Roman von Margarethe Böhm.

(3. Fortsetzung.)

Es war ihm etwas überaus, als der Vater ihr seinen Entschluß mittheilte. Im ersten Augenblick schien sie sogar energisch widerstehen zu wollen. Hans Reigner sollte in den nächsten Tagen um ihre Hand anhalten. Sie hatte ihre ganze Berufsamkeit auf diesen Fall vorbereitet, um den in dieser Hinsicht anscheinend etwas begriffstüchtigen Philosophen zu überzeugen, daß die verschiedenen Verhältnisse mit einem Schläge alle hinberufen, die sich vor dem ihrer Verbindung entgegenstehenden, beseitigen. Viel liebte ihren Hans aufrichtig und freute sich, daß die Bahn nun glatt war. Im Herbst wollten sie heiraten und das obere Stodwert der „Hölle“ beziehen.

Als der Vater nun mit dem Reisesprockel kam, sah sie keine Veranlassung, ihm ihr Geheimniß länger vorzuenthalten. Der Junker war nicht besonders überaus, als der Reisesprockel, hatte auch nichts gegen die Wahl seiner Tochter einzunehmen, meinte aber, es sei besser, mit der Veröffentlichung der Verlobung bis zu Ottos Hochzeit, die für Ende August festgesetzt war, zu warten. Und dieselbe fand überflüssig, daß der Vater nicht unruhig habe; sie hatte wirklich ja bisher noch „gar nichts von ihrem Leben gehabt“, und sowohl ihr Hindernis als die Pflicht gegen sich selber zuwanzen sie, ihre eigenen Wünsche denen des Vaters unterzuordnen.

Hans Reigner blühte einwandlos die Dispositionen seines Bräutigams. Er war in der letzten Zeit noch stiller als gewöhnlich. Am Nachmittag, als er dieselbe und Herrn Junker zur Bahn begleitete, war ihm merklich schwer um's Herz, und als der Zug die beiden seinen Abschied entführte, empfand er eine Trübseligkeit in sich, die eigentlich zu der Rührung der Trennung in keinem Verhältnisse stand. Vom Bahnhof aus schlug er einen Weg ein, der in die Wälder und Büsche führte. Nach einer langen Wanderung ließ er sich auf einen Bank am Wege nieder. Das Gold der Nachmittagsstunde hatte schon den rötlichen Ton des Abendlichtes. In weichen Wellen floß es über die saftgrünen Matten und streute funkelnde Blüten in die Schatten der Linde, die mit ihren dunklen Zweigen geläufig die Bank besäumte. Vom bläulichen Himmel zeigten sich die bewaldeten Berggipfel in schwelenden Wellenlinien ab. Ringsum ein anwachsendes Friede.

Der junge Lehner seufzte. Er hatte von Anfang an dem großen Glück dieser großen Götter etwas mißtraulich gegenüber gestanden. Sein Zweifel schien ihm dadurch ferner gerückt. Und er seufzte wieder. „Was war das für eine turbotte Welt heututage, daß dreitausend Mark Gehalt und ein ansehnlicher Zufuß von Zinsen nicht ausreichen sollten, um ein junges Glück zu begründen. Vor Jahren hatte er viel im Hause eines älteren Kollegen, der mit achthundert Thaler an einer Volksschule angeheiratet war, und das Herz ging ihm noch auf, wenn er an das lachende Glück der schlichten, kinderreichen Familie dachte. War das ein Vergnügen gewesen, die sechs zwanzigwändigen Wälder und Wälder Wälder bei ihrem Reiberei oder ihrem Reibetuden tafeln zu sehen, und obgleich weder der Lehner noch seine Frau einen großen Vermögens hatten, war von einer Klage über Existenzorgen nie die Rede gewesen.“

„Nun, was seufzen Sie denn so herbredend? In Ihnen der Abschied so nahe gegangen, Reigner?“ fragte eine Stimme, und aufsehend gewahrte der Philologe seinen künftigen Schwager. Otto Junker, der vom Bahnhofe aus auch einen einfarbenen Spaziergang gemacht hatte und hier auf die Bräutigam hing.

„Offen gestanden: Mir ist sehr elend zu Mute.“ Reigner lächelte ein wenig mühsam.

„Nehmen Sie's von der besten Seite, lieber Freund, und freuen Sie sich der kurzen Golgenfrist, die Ihnen noch beschieden ist.“

„Wenn man Sie hörte, sollte man nicht denken, daß Sie selber glücklicher Bräutigam sind, Doctor. Sie können freilich gut scherzen. Wenn man sein Glück so sicher in der Tasche hat, wie Sie.“

„Welcher einigemmaßen philosophisch veranlagte Mensch wird von einem Glück in der Tasche sprechen, lieber Reigner! Das Glück läßt sich niemals in der Tasche halten. Aber ganz abgesehen davon, was heißt überhaupt Glück? Die Ehe ist eine verflucht unbillige Lotterie, auf tausend Nieten mal ein Haupttreffer, „Glück“ genannt. Was wollen Sie? Mir widerpreden? Sie sehen die Welt eben noch durch die roten roten Gläser Ihres Liebeshelms.“

„Sie nicht?“ fragte Reigner übertrauf.

Der Doctor wurde ein wenig verlegen. „Nicht mehr so ganz.“ sagte er leise. „Die Frau ist bekanntlich das größte Missethäter der Schöpfung, dessen Lösung uns meistens erst jenseits des Ständesamtes tagt. Nur wenige Frauen find, was Charakter und innere Qualität anbelangt, so zweifelsohne, daß sie von vornherein ein vollkommenes Eheglück garantieren. Wenn zum Beispiel Martha Zimmetthal vierzig Jahre jünger wäre — nun, ich will Ihnen keine Fiktion in die Ohren setzen, mein Lieber. Dieselbe würde mich schon umgeben, wenn sie mich hörte. Ich muß übrigens wandern. Kommen Sie mit?“

Reigner nickte und erhob sich. Plau-

bernd schritten die beiden Herren weiter. . . .

4.

Frau Senator Schmann aus Hamburg war jetzt vier Wochen in Marienhal, ohne daß ihr Zustand bis dato irgend welche Spur einer Besserung oder Besserung zeigte. Ihre Tochter Felicitas, die sie von Morgens bis zum Abend mit ihren Launen, ihrer Herrschsucht und ihrer nervösen Reizbarkeit quälte, konnte das am besten bezeugen.

Doctor Junker, der Mutter und Tochter oft beobachtete, bewunderte im Stillen die unermüdbare Geduld und Selbstverleugnung der jungen Dame, ihrer scheinbar unerschütterlichen Ruhe und Sanftmut, die er trotz aller, krankhaft aufgedrängten Frau gegenüber, unwillkürlich bewunderte. Felicitas mit seiner Braut. Wenn Gretchen nur eine Kleinigkeit von der maßvollen Ruhe, dem feinen Takt und der wirklich bewundernswürdigen Selbstbeherrschung der jungen Hamburgerin gehabt hätte! Gretchen's Wesen war immer wie Wind und Welle, ein unaufhörliches Schwanken von Stimmungen und Launen, heute Sturm und morgen schmeicheleicher gleichendes Sonnenlicht, und umgekehrt, ihr fehlte die wohlthuende Gleichmäßigkeit des Temperaments, die eine Atmosphäre von Besonnenheit um sich verbreitet.

Der junge Doctor erwoh bei solchen heimlichen Betrachtungen freilich nicht, daß Felicitas Dubley höchst wahrscheinlich ihre schöne abgeklärte Ruhe und die madonnenhafte Güte und Langmut ihres Wesens in einer herben Lebensschule erlangte hatte, unter Verhältnissen, die keine kleine Verdorbenheit, feils auf der Sonnenhitze des Lebens wandelnde Braut zum dem Hören noch kennen gelernt.

Frau Senator Schmann war geordnete Amerikanerin und in erster Ehe mit einem Deutsch-Amerikaner verheiratet gewesen. Felicitas hatte ihren Vater nicht gekannt. Als junge Wittwe war die damalige Mrs. Alice Dubley mit dem dreijährigen Kinde nach Hamburg gekommen und hatte sich an Senator Schmann, dem sie die Empfehlung eines New Yorker Geschäftsfreundes überbrachte, mit der Bitte, ihr irgend eine Stellung als Erziehlerin oder Repräsentantin zu verschaffen, gewandt. Der Senator war damals Wittwer, und die bildschöne Amerikanerin machte einen so tiefen Eindruck auf sein süßes, norddeutsches Herz, daß er ihr, fast entschlossen, seine Hand anbot und sie zur Herrin seines Hauses und zur Mutter seiner beiden Kinder — eines sehr angenehmen hübschen Mädchens und eines halb blühenden Jungen — machte.

Frau Alice verstand es, mit großem Geschick ihre Stellung zu behaupten. Sie wußte sich die Zuneigung der Stiefkinder zu erwerben und die Liebe des Gatten dauernd zu erhalten. Nach heute betete der Senator seine Frau an, so energisch und selbstbewußt, daß der schwerere, hantelichte Handelsherr und Wirtenträger in allen übrigen Dingen war, seine Gemahlin wählte ihn noch heute um den Finger und machte ihm zum geübten Werkzeug ihres Willens.

Nun war die älteste Tochter des Senators schon fast Jahren an einen Hamburger Großkaufmann verheiratet, und die beiden Kinder der zweiten Ehe, Paul und Ellnor, hatten die Schule auch schon verlassen und waren herangewachsen. Felicitas hatte in dem prunkhaften Hause ihres Stiefvaters keine richtige Heimath gefunden, der Senator behandelte das eingetragene Kind seiner Frau etwas von oben herab, er wäre in seiner durchaus „correcien“ Gesinnung sehr ungehalten gewesen, wenn er erfahren hätte, daß seiner Stiefkinder irgend etwas abging, aber im Uebrigen war sie Luft für ihn. Die Mutter selber hatte nie viel für ihr ererbliches Kind übrig gehabt; es war ihr immer lästig gewesen, ein Hemmnis auf ihrem Wege. Zu otersichtlich, um sich über ihre tiefinneren Gefühle Rechenschaft abzulegen, glaubte sie ihren Mutterpflichten voll auf zu genügen, wenn sie dafür sorgte, daß das Kind gut gekleidet ging, gut genährt wurde und von erstklassigen, hoch honorierten Kräften eine vorzügliche Erziehung empfing. Als Felicitas heranwuchs, wurde sie ein Mittelglied zwischen Dienstboten und Tochter des Senators; wurde, was man alles aufwachte, was man der Jofe nicht zu selbstverständlich voraussetzte, daß sie ihren Platz am Familientisch mit einem vollkommeneren Maß von Gefälligkeit und Dienstleistungen quittierte, eine, die nicht dazu da war, zurückzutreten, Opfer zu bringen, verlorene Plätze auszufüllen, — zu dienen und zu dulden. Wenn die anderen Kinder spielten, mußte sie den schwachmüthigen Zeit, der sich übrigens mit fast rührender Zuneigung an die Stiefkinder heftete, unterhalten, später war es bei Gesellschaften im Hause ihre Aufgabe, die unangenehmen Damen und Herren für die Anwesenheit zu halten und zu unterhalten. . . . Felicitas wurde von allen Seiten in Anspruch genommen, Felicitas wurde für alle vorkommenden Unregelmäßigkeiten im Hause verantwortlich gemacht, Felicitas war ein höheres Mädchen für Alles, nur mit der Differenz, daß diese das Recht der Rührung und die Selbstständigkeit ihres Thuns und Lassens vor ihr voraus hatte. In ihrer ersten Jugend hatte das junge heisse Blut in ihr wohl manchmal gegen die Behandlung der Eltern rebellirt, in aufbrausendem Temperament hatte sie sich gegen die demüthigenden Zumuthungen und den trassen Imperativ, den sowohl Mutter als Geschwister im Verkehr mit ihr einschlugen, aufgelegt, aber allmählich war sie still geworden. Eine große bei-

tere Ruhe war über ihrer Seele ausgegossen; sie war im Laufe der Jahre über die Niedrigkeit und Kleinigkeit ihrer Umgebung hinausgewachsen, so daß die Schikanen, die Rücksichtslosigkeit, die Unberühntheit und bewußten Niederträchtigkeiten, mit denen man sie täglich und stündlich regelte, unter ihr blieben, — und ihr eigenes Licht viel verklärte und verhöfend auf alle die kalten, dunklen Schatten bodenloser Selbstsucht und Kaltherzigkeit, die sich in dem stiefväterlichen Hause breit machten.

Henriette, die älteste Tochter Schmanns, wurde jung verheiratet, der Wadisch Ellnor fing auch schon an, nach den jungen Herren zu schielen und zu kokettiren, Felicitas war bis jetzt nicht begehrt worden. Unter den vielen reichen und eleganten Herren, die im Hause aus- und eingingen, die der Senatorin die Hand küßten, Henriette hoffte u. sich mit Glück zu verheiraten, der über der Stin des Abendroths das unsichtbare Königinnendiadem gewohnte, feiner, dem eine Ahnung hämmerte, daß das unscheinbare Mädchen war dem wunderbaren, milden Madonnenaugen in seiner dienenden Liebe ihrem hoch über die kleinen Alltagsgeiern der anderen hinausragte. Bei dem Senator und seiner Gemahlin stand es fest, daß Felicitas im allgemeinen Interesse nicht heirathen dürfe. Der Herr Senator hatte längst sein Testament niedergelegt und darin mit salomonischer Weisheit über seiner Stiefkinder Zukunft verfügt. Paul sollte später das Geschäft übernehmen, Henriette, Heil und Ellnor sollten zu gleichen Theilen in Baar abgefunden werden. Damit aber gleichzeitig eine standesgemäße Versorgung der Stiefkinder vorgesehen wurde, bestimmte der Senator in seinem letzten Willen, daß Felicitas bei Heil bleiben und ihm den Haushalt führen sollte. Ueberlebte sie Heil, so sollte sie die Nahrung seiner Vermögens bis an ihr Ende — vorausgesetzt natürlich, daß sie Heil bis zu seinem Tode verlorge — weiter behalten. Auf diese Weise waren zwei Fingern mit einer Klappe gefaßt: der Gretin hatte eine Pflegerin und Felicitas war der Sorge um ihre Erziehung überlassen.

Der Senator fand die Arrangement „correct“, und seine Gemahlin stimmte darin mit ihm überein. Keinem fiel es ein, zu erwägen, daß Felicitas schließlich auch noch ein gewisses Selbstbestimmungsrecht über ihre Zukunft hätte, oder gar den Wunsch hegen könnte, auf einmal unabhängig von Anderen ein eigenes Heim zu besitzen. In den letzten Jahren trankelte die Senatorin. Sie hatte von jeher an einer gewissen Reizbarkeit gelitten, die in den letzten beiden Jahren krankhaft, hysterische Auswüchse trieb. Allerbhand unkontrollirbare Gerüche über allerlei Vorgänge im Schmann'schen Hause beschickigten die Kreise ihrer Bekanntschaft; eine Kammerjungfer sollte sie wegen schwerer Mißhandlung verhaftet haben; wenn sie ihre Wuthausfälle hätte, sollte sie Alles zertrümmern, was ihr unter die Hände käme; in solchen Momenten sei es selbst für ihre Angehörigen ein lebensgefährliches Wagnis, ihr in die Quere zu kommen. . . .

Thatsächlich kamen die Gerüchte der Wahrheit ziemlich nahe. Es war fast unmöglich, mit der aufgereizten Frau umzugehen, und selbst dem Senator lagte allmählich die Ueberzeugung, daß die subtile Behandlung des geheimnißvollen Hausarranges zur Befämpfung eines solchen Nervenzustandes nicht mehr ausreichte.

Sie hatte schon verschiedene Kurten durchgemacht und war in allen großen, für Leiden nöthigen Ursprungs empfohlenen Bädern gewesen, als Alles vergeblich blieb, nahm man seine letzte Zuflucht zu „Marienhal“, das selbst in verzweifeltsten Fällen dieser Art bisweilen noch Erfolge erzielt.

Felicitas war natürlich die angenehme Aufgabe zugefallen, die nervenkrante Mutter zu begleiten. Der Senator äußerte sich anerkennend dahin, daß sie die einzige sei, die mit seiner Gemahlin umzugehen wisse, auf deutsch gesagt, die einzige, die sich Alles von der hysterischen Frau gefallen lassen mußte und gefallen ließ. Die der Heile vorausgehenden Wochen hatte Felicitas im Hause ihres Stiefvaters das Glas fortgesetzt, wo sie an Stelle ihrer in Baden-Baden weilenden Stiefschwester dem Hausbald vorzuziehen hatte. Frau Alice füllte sich in Marienhal nicht besonders wohl. Die an anderen Orten der Hamburger Millionen entgegengedragenen Müd- und Nachsichten hörten hier auf; hier mußte sie sich bedingungslos den strengen Kurvorschriften der Anstalt unterordnen. Eine strenge geregelte Diät, kalte Bäder, körperliche Bewegung und eine sachgemäße, ernste Behandlung der Patienten waren die einfachen, aber meist erfolgreichen Kurmittel des Sanatoriums. . . .

Frau Alice war wieder einmal schlimmer Laune. Sie hatte eben ihr morgliches Gesichtsbildampfbad genommen und ließ sich von Felicitas nun das Gesicht massiren. Dabei entbedte sie in ihrem Hauptgesicht eine Partie winziger Fältchen — mit dem bloßen Auge freilich kaum sichtbar, aber doch vorhanden — zwischen den Augenbrauen, und diese Wahrnehmung verfehlte sie plötzlich in rasende Wuth.

„Du massirtest nicht richtig! Um dich rauf davon zu machen, verzieht du regelmäßig die Massage mit dem dreitheiligen Instrument!“ fauchte sie Felicitas an.

„Ja, made es genau so, wie du mich angewiesen hast, Mama. Ich habe sämtliche Instrumente gebraucht.“

„Was, du willst leugnen! Du! Du! Sei nur still, das ist keine Fährlichkeit von dir, sondern Klammern, Be-

rechnung! Du wiffst mit mir Absicht das Gesicht zu ruiniren. Du ärgerst dich, daß ich nicht alt werden will. Weißt du selber häßlich und unansehnlich bist und dein Mensch dich anguckt, kannst du es auch nicht vertragen, daß Andere auch aussehen; du bist ganz die Tochter deines schmutzigen Vaters.“

Sie schmeckte, hochroth vor Wuth, empör und rief ihrer Tochter das Eiseninstrument aus der Hand und schlug der sich stumm Ueberwinden mit der Faust in's Gesicht. Ein leiser Schmerzensschrei entfuhr den fest zusammengepreßten Lippen des jungen Mädchens, die scharfe Fassung eines Brillantringes hatte ihr eine kleine blutende Wunde am Auge beigebracht.

Die Senatorin nickte weiter. Wie eine Artinische durch's Zimmer rasend, schleuderte sie die Stühle gegen die Wand, rief die Tischbede mit allen darauf befindlichen Gegenständen herunter, trampelte mit den Füßen auf dem sofabaren Stieghabstisch, das sie eben abgenommen hatte, und rang dabei unter lautem Kreischen und Schreien bergeheißt die Hände. In dem Parcken von ihrem Wuth überhörte sie das Anklöpfen und wurde erst aufmerksam, als die Thür aufging und Doctor Junker auf der Schwelle erschien.

„Sein erlaunter Bild überflog die Wästen im Zimmer und wanderte von Felicitas, die sich am Wadisch die Wunde tämte, zu Frau Schmann, und in dem Strengen, sich fest und voll auf die Erregte hastenden Bild des Arztes lag etwas Hypnotisirendes; die Senatorin bestimmte und begann abgeriffene Worte zu stammeln.

„Sie sind krank, meine Gnädige, sehr krank“, sagte der Doctor. „Sie werden sich schlaunig auf Ruhe begeben. Ich schide Ihnen eine Wärterin, die Ihnen kalte Kopfcompreffen macht, bis Sie schlafen.“

„Ich bin nicht krank und geh nicht schlafen“, murle Frau Schmann, „ich habe nur Mergel gehabt und mich ein bißchen echauffirt.“

„Sie gehen schlafen“, wiederholte der Arzt mit Betonung. „Hier in Marienhal ist für die Kranken nur ein Factor maßgebend: der Wille und Befehl des Arztes.“

„Wenn ich aber nicht will —“

„Dann muß ich Ihnen ratzen, Marienhal sobald als möglich zu verlassen, weil der Aufenthalt hier für Sie nicht das Geringste bezwecken würde, gnädige Frau! Für uns kommen nur Patienten in Betracht, die noch über so viel gesunde Vernunft verfügen, daß sie sich zu ihrem eigenen Nutzen den Anordnungen ihres Arztes widerspruchslos unterordnen.“

Frau Alice nagte unerschütterlich an ihren Lippen. Sie dachte an den alten Grobian von Doctor in St. Wästen, den man eines Tages, als sie ihren „Anfall“ bekam, gefehen hatte, und der sie sans facon, ohne Beizage von beschönigenden und milderen Höflichkeitsschörkeln, eine „hysterische Person“ genannt und ihr eine Gummiseife zum Auslösen verordnet hatte. Im Grunde war der junge Mensch, der Doctor, ebenso unverzähmt, aber es war doch wohl klüger, nachzugeben.

„Meinetwegen, aber schlafen werde ich nicht —“

Doctor Junker verbeugte sich höflich. „Ich schide Ihnen Fräulein Geller, eine unserer geschicktesten Wärterinnen. Ueberhaupt würde ich Ihnen empfehlen, sich mehr für unsere im Verkehr mit nervösen Damen geschulten Wärterinnen zu interessiren, gnädige Frau.“

„Ach ja, fremde Leute verzeihen einen oft besser, als die eigenen Angehörigen“, seufzte Frau Alice mit beziehendem Blick auf ihre Tochter. „Ich erwarnte das Fräulein.“

Der Doctor zog sich zurück, das braunen im Corridor dem Diener einen Wink, die bescheidene Wärterin herbeizurufen, und trat in die Küche des hohen, in den Garten hinabführenden Fensters. Es hatte keine bedenklichen Combination bedurft, um den Vorgang im Zimmer der Hamburger Dame vorhin zu durchschauen. Ein infinites Gefühl trieb ihn, der jungen mißhandelten Dame ein freundliches Wort der Bewunderung für ihre beinahe übermenschliche Geduld zu sagen, sie aber gleichzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß Kranten gegenüber erst Ernst und Energie mehr am Platze ist, als süßlich-gedehnte Duldung.

Nach einer Weile trat Felicitas aus der Thür. Sie sah blaß und leidend aus, ein schmerzlicher Zug lag um den feinen, hellrothen Mund. Wutroth zeigte sich der zolllange Riß von dem linken Verneinthein der Haut ab.

Mit gefentem Kopf ging sie langsam weiter zur Thür und durch diese in's Freie. Der Doctor sah sie in den Hof treten und hinter dem Quergebäude im Park verschwinden. Kurz entschlossen nahm er seinen Hut und folgte ihr.

Der Park von Marienhal zog sich zwischen zwei Bergwänden hin; die Aranken benutzten die geschützten, sorgfältig gepflegten, von uralten Bäumen besetzten Anlagen gern zu ihren Spaziergängen; um diese Stunden, wo man noch der Kur die vorgefertigte Sesta hielt, waren die Wege vereint.

Felicitas hatte sich ein verdecktes Wädden in einer Steingrotte gesucht. Da sah sie, den Blick geradeaus auf den zartgrünen Wäden gerichtet, in dessen Mitte eine majestätische Tanne, überstreut von tausend Sonnenlichtern, aufstau.

Zutrauliche Wägeden kamen in Schauern und umhüllten und umzwifocherten die Grotte, überall, wohin das Auge sich wandte, lachende, leuchtende Frühlingsluft.

Ein verblühtes Lächeln stahl sich um Felicitas' Lippen. Warum mußte sich die Menschengegenheit das

bischen Leben so verbittern, anstatt in freundlicher Harmonie die Herrlichkeiten der Schöpfung zu genießen, warum befehdeten sie sich, anstatt in Frieden miteinander die kurze Straße von der Wege zum Grabe zu durchwandern? Warum begehren sie es immer wieder, daß sie alle miteinander Kinder einer großen, allwaltenden Liebe waren — ?

Als sie den Doctor, der auf sie schritt, gewahrte, überzog ihr Gesicht sich mit einer feinen Wöthe. Er grüßte sie mit dem besten Willen, sie zu bürnen, und begann ohne Einleitung seine Rede zu halten. Sie mußte der nerventrannten Mutter gegenüber nicht übertrieben duldsam sein. Bei Kranten dieser Art sei eine ruhige Energie angezeit, ihrem Eigensinn und ihren Launen müsse die Umgebung eine große Willensstärke entgegenstellen. Mitten im Satze verirrte er sich und stotzte. Die weichen Sammetaugen des fremden Mädchens, die stundenlang in den seinen ruheten, ließen ihn den Sinn seiner Ansprache vergeffen. Unglaublich hörte er sich ihm plötzlich vor, diesem Mädchen von Willensstärke zu prebigen. Lag nicht gerade in ihrer himmlischen Geduld und ihrer milden Güte alle natürlichen menschlichen Bewegungen unterjocht und zum Schweigen abzwang? Und in seiner Verwirrung stieß er etwas ganz Unlogisches hervor. . . .

„Verzeihen Sie mir! Ich bewundere täglich Ihre Seelenstärke. Eine Nervenzugabe muß so viel Ruhe, so viel Geduld und bessere Gelassenheit, wie Sie täglich zeigen, wahrhaftig wie eine blühende Dase in der Wüste an. Aber ich kann und mag nicht anfehen, wie die Kranke Sie peinigt. Sie müssen ja selber krank werden.“ Wieder stotzte er mitten im Satze; es war unmittlerbar, leidenschaftlicher aus ihm herorgebrochen, als er selber beschichtigte. Durch Felicitas' Augen ging wie Sonnenlicht. Wie sonderbar war es, daß sich jemand um sie sorgte, überhaupt nach ihr fragte! Eine warme Dantbarkeit quoll in ihr auf, und wie sie in seine klaren Augen und seine angenehmen Züge schaute, war es ihr, als sie dieselbe Mann in sein Fremder, als hätte sie ihn schon früher gekannt, vor Jahren — vielleicht in einem früheren Leben.

„Sie ist meine Mutter — und krank“, sagte sie leise.

„Ich verheiß, gewiß. Aber gleichwohl dürfen Sie sich nicht derartig intransigiren lassen. Sie sehen selber an, wie sie sich selbst verhalten. Sie sollten fleißig spazieren gehen, die herrliche Luft und die schöne Natur hier am Rhein genießen. Ich werde dafür sorgen, daß Ihre Frau Mutter in Zukunft stets eine Wärterin bei sich hat, und Sie somit frei über Ihre Zeit verfügen können.“

Felicitas lächelte. Es stand ihr wunderbar zu Gesicht, dieses reizende, sonnige Wädden; sie sah plötzlich wie ein ganz junges Mädchen aus.

„Sie sind sehr freundlich; ich danke Ihnen, Herr Doctor.“

„Junter“ wiederholte Felicitas mit einem erlaunteren Ausdruck.

„Junter! Der Name ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt. Mein jüngerer Bruder Johannes ist im Geschäft Ihres Herrn Vaters als Volontär.“

„Ach, ach! Das ist Ihr Bruder.“

Er nickte. Den kannte sie. Den bildschönen, blondblonden jungen Mann mit den tiefblauen Augen und dem kleinen feigen Schnurrärdchen über dem jugendlichen weichen Mund. Der Senator hatte ihn eines Abends mit zu einem Tanzgängen, bei dem es ein Tänzerin mangelte, eingeladen, und dieser Volontär hatte auffallend oft mit Ellg getanzt. Im Laufe des Abends bekam die Mama plötzlich wieder ihren Anfall, und am anderen Morgen hatte sie die Parole ausgegeben, daß dieser Junter nicht mehr eingeladen werden dürfe. Der Name falle ihr auf die Nerven. . . . Man war an derlei Ansonderlichkeiten der gnädigen Frau gewöhnt und alterierte sich nicht weiter darüber. Und Ellg tröstete den jungen Mann wohl außerhalb des Hauses über die Zurücksetzung, so gut es ging, denn eines Tages hatte sie — Felicitas — die beiden bei Hüner am Neuen Wall getroffen, wo sie im japanischen Zimmer gemütlich zusammen Schokolade tranken. Ellnor behauptete zwar, dieses Zusammentreffen sei rein zufällig gewesen, aber Felicitas wußte, was sie von den Versicherungen des Raders zu halten hatte.

„Ja, es war eigentlich eine sonderbare Idee von meinem Vater, den Junter gerade in ein Hamburger Groß-Geschäft als Volontär zu geben“, plauderte der Doctor weiter, „er hätte ebensogut seine Lehrzeit hier in der Umgegend in einem Detailgeschäft absolviren können. Nun wird's aber heiliger heil, die liebe Sonne meint es gar gut. . . . Wollen wir gehen?“

Felicitas nickte und erhob sich. Seite an Seite wanderten sie durch die verfallenen Wege in den schattigen Theil des Parks. Otto Junker erzählte von seinem Vater und seiner Schwester und zeigte ihr die weisse Villa, das neue Heim der Seinen, dessen Mauern und Zinnen man vom Park aus erblickte. Und während er sprach, dämmerte ihm wieder eine Vision. Das dunfle, schlichte Bild von Felicitas' Duleben ab, und statt dessen umhüllten sie weisse, lichte, langschleppende Gewänder. Und er sah sie durch die phantastische Gartenpracht der „Hölle“ schreiten, und die erofische Vegetation oben war wie ein eigens angefertigter Rahmen für die königliche Erscheinung der Hamburgerin. . . .

„Ich möchte Sie gern mit meiner Braut und deren Großmutter bekannt machen — vorausgesetzt, daß Ihnen ein Anstich hier ermunstigt ist“, sagte er aus seinem Traume heraus.

Felicitas suchte ein wenig auf. „Gern — aber gern.“

„Wenn ich Sie vielleicht heute noch hinführen dürfte? . . . Gegen Abend.“

„Ich wäre Ihnen dankbar. . . . Wenn Mama mich nicht gerade in Anspruch nimmt.“

„Ihre Frau Mutter wird in Zukunft von Fräulein Geller verfort, darüber machen Sie sich keine Gedanken.“

„Er hatte um zwölf Uhr eine Confession mit dem Sanitätsrath und mußte sich deshalb verabschieden. Felicitas sah ihm nach, bis er um die Wegbiegung verschwunden war.

„Also er war verlobt! Ein seltsames Gemisch von Wehmuth und Sehnsucht zog durch ihre Seele. Wie selbstsam war das! Zum ersten Male, wo sich ihr jemand freundlich, in natürlicher Güte zuwandte, empfand sie erst, wie einsam sie eigentlich war, wie sehr sie im Schatten des Lebens wandelte. . . .“

Die große Sommerhitze des Tages war vorüber und hatte einen weichen Abendfülle Platz gemacht, als Otto seinem Versprechen gemäß Felicitas zu seiner Braut geleitete.

Wenn Gretchen ihren „guten“ Tag hatte, entäuerte sie jeden durch die Gleichheit, die Anmuth und Freundlichkeit ihres Wesens. In diesem Abend hatte sie ihre guten Stunden. Sie sah reizend aus mit ihrem zarten Gesichtchen, den großen blauen Augen und dem breiten goldblonden Friscentranz um dem ovalen Köpfchen.

Felicitas, die mit großer Herrlichkeit von ihr begrüßt wurde, konnte sich nicht satt sehen an der wunderlichen Erscheinung des Mädchens. Sie fühlte sich wie in ein Märchenreich verlegt, in dem schlichten, behaglichen Heim, dessen Mittelpunkt die lebenswüthige, alte Dame mit dem guten Bild und dem gewinnenden Lächeln war. In diesem trauen kleinen Reich mußte wohl das Glück zu Hause sein, das edle, reiche Heimathsglück, das sich in den weiten, kalten luxuriosen Räumen des Hamburger Patrizierhauses nicht eingewöhnte. . . .

Weiter auf den Abend kam auch noch Hans Reigner hinzu. Er hatte nachmittags einen achtseitigen Brief von Felicitas erhalten, in dem sie ihre Reife betheuerte, ihm aber gleichzeitig mittheilte, daß sie vor Scham nicht zu ihrem Schatz beinahe frant sei, und daß sie ihn so erzeit, daß er am Abend eine strahlende Krone mit nach Frau Zimmetthal brachte.

Man sah im Gärtchen unter dem blühenden Rothdorn. Eine rothschimmernde Windblume brannte auf dem weichen hangenden Tisch. Ringsum verhauchenden Rosen, Leuchten und Rebellen ihre süßen Sommerseelen in die stille Luft und von oben herab floß der weisse Glanz des Mondlichtes in die breiten Erdschatten. Man war allseitig in heiterer Stimmung. Gretchen hatte auf allgemeinen Wunsch eine Nationalweile gebrant, so duftig, so raffig und aromatisch, wie man nur am Rhein Bowlen zu brauen verheißt, und der Haue Wein schimmerte wie grünes Gold in den danchigen Räumen.

„Mir ist so selig heut' Abend, ich möchte singen“, verführte Gretchen.

„Ginge doch, Liebchen, singe“, ermunterte Otto, „man soll die glücklichen Momente des Lebens auskosten — sie sind so rasch vorüber. Was war, ist ewig.“

„Ja, singen Sie, Fräulein Gretchen“, bat auch Reigner, und Felicitas schloß ihre Bitte der des Philosophen an. „Zu dem zauberhaften Jndel dieses Abends fehlt nur noch der Wohlklang einer singenden Menschenstimme.“

„So etwas recht Süßes, Sehnsuchterweckendes — Sie wissen ja, wenn der Deutsche sich am wohlsten fühlt, hört er am liebsten schwermüthige Lieder —“

Gretchen schob ihren Stuhl zurück und erhob den Römer. Sie stand etwas abseits, so daß das Lampenlicht sie nicht freite, aber das Mondlichter floß heitern über ihren blonden Kopf und schuf so ein klar offenes und auf Rembrandtschen Bildern. Und sie sang mit ihrer leisen, lieblichen Stimme, die merkwürdig an Parkenklänge erinnerte, ein uraltes Volkslied, das sich wunderbar der Stimmung des Abends anschmiegte.

„Freut euch des Lebens, weil noch das Vämphen glüht — das Vämphen glüht —“

„Man schafft so gern sich Sorg' und Müß“,

„Sucht Dornen auf und findet sie — Und läßt das Weiden unbemerkt, Das dort am Wege blüht —“

„Freut euch des Lebens — weil noch das Vämphen glüht —“

„Das Vämphen glüht —“

„Wie ein Rauch wehte die letzte Silbe von ihren Lippen. Außer Otto hatte niemand von der kleinen Kunde Gretchen's plötzliche Entfärbung wahrgenommen. Bestürzt sprang er auf; — das Weinglas entfiel ihrer erhabenen Hand, und mit einem Seufzer glitt sie rückwärts hinüber in die Arme ihres Verlobten.

Eine allgemeine Verwirrung entstand; Otto trug das bewußtlose Mädchen in die Veranda, wo sie unter seinen Bemühungen nach einer Weile wieder die Augen öffnete. Mit einer jähen Handbewegung griff sie nach dem Herzen.

„Wo bin ich, Otto?“

„Hier bei uns, Gretel. Besinn dich, Kind. . . . du wurdest ohnmächtig.“

Gretchen richtete sich langsam auf. „Ja — ich weiß. . . . Wie sonderbar. Mir war doch vorhin gar nicht unwohl.“

„Die andern Zogen sich wieder nach den eben in Todesangst verlassenen Plätzen im Garten zurück. Gestalt schien ja nicht vorhanden. Das Brautpaar blieb allein.“

„Für die Küche.“

„Hüringere Fleischstückchen.“

„En. 1 Pfund Rindfleisch, welches sorgfältig von Knochen und Sehnen befreit wurde, und 1/2 Pfund Schweinefleisch ist groß zu haben. Dann gibt man 1 Schöpfel voll Salz, 1 Theelöffel Kochsalz, eine Messerspitze voll geflohenem Pfeffer und zuletzt 6 Eßlöfel dicke saure Sahne dazu, vermischt das Ganze gut und arbeitet es mit einem Eßlöfel durch, bis es ganz gleichmäßig ist. Von dieser Masse werden kleine Klößchen abgedrückt und diese in brauner Butter, in der Zwiebelstückchen leicht gebräunt wurden, auf jeder Seite einige Minuten gebraten.“

„Kalbschnitzel in Citronensaft.“

„Man schneidet aus einer saftigen Reule Schnitzel und klopft sie gut. Dann bringt man in eine breite Pfanne 2 Quart Wasser (für 8 Schnitzel) und eine fein gehackte weiße Zwiebel mit dem nöthigen Salz zum Sieden. Man kocht man die Schnitzel schnell gar, aber nicht zu weich, und richtet sie in ein saures von ihrer Brühe an. In einer Sauciere reibt man folgende Sauce dazu: Man reibt die Schale von einer halben Citrone mit dem Meißel oder auf der Reibe fein ab, bringt damit 3 Lingen Butter zum Sieden und rührt 4—6 Kaffeelöffel voll beites Zwiebelgemüse hinein. Man gibt man eine halbe Oberflache voll kaltes Wasser daran, rührt hieroben einen biden Brot, löst ihn mit der durchgehenden Kalbsbrühe auf, fügt den Saft einer Citrone bei und läßt Alles dinstochen. — Außerdem reibt man italienisches Reis dazu. Diesen gibt man trocken in eine handhohe zylindrische Form, in die man zuerst etwas frische Butter geihan hat, dann giebt man nur so viel kochendes Wasser über den Reis, daß er eben bedekt ist. Diese Form deckt man mit einem schließenden Deckel zu und stellt sie in ein heißes Wasserbad, wo sie bleiben muß, bis der Reis gar ist. Man füllt ihn dann auf eine mit frischer Butter belegte, flache Schüssel. Er behält seine Form und die Körner bleiben einzeln, werden nicht breiig, was für italienische und orientalische Reis das Hauptforderndnis ist.“

„Feine Klößchen zu Ragout.“

„Man kauft 1/2 Pfund frisches festes Meisereif einige Stunden und reibt es so dann auf einer Reibe zu glattem, feinem Pulver. Die Häute werden während des Reibens sehr sorgfältig entfernt. Dann gibt man 1/2 Unze Kalbsmilch fein gehakt dazu; unge diese wird vorher in kaltes Wasser gelegt und abgeseigt. Diese beiden Theile verarbeitet man so lange mit einander, bis sie sich völlig vermischt haben. Dann freut man das nöthige feine Salz nebst etwas geflohenem weichen Pfeffer darüber, rührt es gehörig unter einander und thut ein Ei hinzu, rührt wieder und gibt nach und nach einen Eßlöfel Wasser dazu; dies wiederholt man, denn das Wasser ein-gebrungen ist, noch einige Male, doch darf es nicht zu rasch aufeinander geschoben und nicht zu oft, weil sonst die Klößchen im ersten Falle zu weich, im letzteren nicht hart werden. Darauf bestreut man ein Backreiß mit Mehl, legt die Masse darauf, formt Klößchen von Walnushöhe, löst sie in Fleischbrühe und legt sie in das fertige Ragout.“

„Geister Spargel.“

„Zu diesem Geis wird sehr feine, frische Spargel oder Stangenspargel aus Wädden genommen. Wädden spargel wird nur erzhit, frischer Spargel in Salzwasser gar gekocht; die Stangen müssen sehr trocken ablaufen. Jede Stange wird dann in einen länglichen Papier- oder Blechfalten gelegt und mit dem Gelele von gefähtem Kalbswurst, übergossen; dann fest man die Raffen auf Eis und bedekt sie mit Gel. Zu diesem Zweck legt man einen Deckel über sie, auf dem man Eßlöffelchen schüttet; nach dem Gefrieren, was etwa 1/2 bis 3/4 Stunde dauert, füllt man dann die Spargel aus den Raffen und richtet sie auf der betreffenden Schüssel an. Geisre Spargelgefüll sind aufrecht liegend in den in kleine Recher oder Bläser zu füllenden Stand zu thun; die Füllmasse müssen nach dem Gefrieren gefäht werden. Zu 2 Pfd. Spargel braucht man einen Stand, der von 4 Kalbsfüßen in 2 Quart Brühe abgekocht ist. Geisre Spargel servirt man meist um ein feines, getrüffeltes Ragout oder ein Aufterragout, doch würde auch ein Ragout sin dazu passen.“

„Ein moderner Weiler.“

„Gnädige, Eine Suppe sollen Sie haben, warten Sie etwas.“

„Weiler? Was, aber lang darf's nicht dauern; ich habe unten mein Rad stehen.“

„Eine Opiumtinte.“

„Ihre Mann war ja schon im Gefängnis!“

„Ja — er war aber dort sehr baue!“

Für die Küche.

„Für die Küche.“

„Für die Küche.“

„Für die Küche.“

„Für die Küche.“

„Für die Küche.“

„Für die Küche.“

„Für die Küche.“

„Für die Küche.“

„Für die Küche.“

„Für die Küche.“